

FRAGEN SIE  
BERIT GLANZBraucht der  
E-Sport eine  
Gewerkschaft?

Computerspiele sind ein Riesensmarkt. Das ist fünfzig Jahre nach Erscheinen des Videospieles „Pong“ kein Geheimnis mehr. Weniger bekannt ist jedoch, dass damals auch schon der E-Sport entstand, der organisierte Wettkampf in digitalen Spielwelten. Verströmten die ersten Wettkämpfe noch den Charme der frühen Computerzeit, sind sie heute ein knallhartes Geschäft mit Turnieren und professionellen Athletinnen und Athleten. Die größte Meisterschaft für das Spiel „Fortnite“ hat in diesem Jahr Preisgelder von zehn Millionen Dollar. Seit Jahren wird auch verhandelt, wie Computerspiele olympisch werden könnten.

Im E-Sport ist ein interessantes strukturelles Problem entstanden: Die Computerspiele, Grundlage und Voraussetzung des E-Sports, befinden sich im Besitz von Software-Unternehmen. Die können deswegen erheblichen Einfluss ausüben. Man stelle sich vor, die Hersteller von Tennisschlägern würden über Form und Ausrichtung von Tennis-Turnieren entscheiden – genau so ist es beim E-Sport. Viele der wichtigen Ligen und Turniere werden von Herstellern unterstützt oder direkt finanziert. Deren Interesse ist nur logisch, denn professionelle E-Sport-Veranstaltungen – mit hohen Preisgeldern und viel Publikum – sind ideal fürs Marketing.

Die enge Verbindung zwischen E-Sport und den Unternehmen ist jedoch nicht konfliktfrei, wie sich in den letzten Wochen gezeigt hat. Die professionellen Spieler von „League of Legend“ sind heftig mit Riot Games angeeinandergeraten, nachdem das Unternehmen eine Regel abgeschafft hat, die Profi-Teams in der Liga verpflichtet, auch im Amateurbereich ein Team zu unterstützen. Die Profis fürchten zu Recht, dass so der Nachwuchs wegbrechen wird, und solidarisieren sich mit den Spielern und Trainern im Amateurbereich, denen die Arbeitslosigkeit droht.

Nachdem mit Unterstützung der Spielerorganisation LCSPA ein Streik ausgerufen wurde, versuchte Riot Games die Liga mit neuen Spielern zu besetzen. Außerdem wurde den Profis angedroht, die Liga pausieren zu lassen. Inzwischen hat man sich geeinigt, der Streik ist beigelegt. Aber der Konflikt macht deutlich, wie dringend sich der E-Sport gegen Macht und Willkür der Unternehmen gewerkschaftlich organisieren muss.

Die Schriftstellerin Berit Glanz schreibt hier alle vier Wochen über digitale Phänomene. Stellen Sie Ihre Frage unter [fragen@faz.de](mailto:fragen@faz.de).

Ein aus den Fluten geretteter Hund in  
Cherson  
Foto Danylo Pavlov



## BILD DER WOCHE

## Dammbruch

Von Katja Petrowskaja

Eines der schrecklichsten Videos der letzten Tage: nur Wasser, nichts als Wasser, Reste von kleinen Häusern, ein Tor, das auch im Wasser steht. Hinter dem Tor, bis zum Horizont: Wasser. Das Video hatte Ton, und ich schaltete ihn ein, nicht ohne Hemmungen. Eine Frau weint laut, verzweifelt und trocken, sie hat keine Tränen mehr, als wären sie längst alle in dieses Meer aus Tränen geflossen. Ich stelle mir vor, wie sie durch das Wasser geht, so physisch ist ihr Weinen. Vielleicht sitzt sie aber auch in einem Boot. Sie schaut um sich. Ihr Weinen ist unendlich und trostlos, so trostlos wie das unendliche Wasser, das hier abgetötet hat. Sie befindet sich auf dem Gelände des Zoos von Nowa Kachowka, der nach der Sprengung des Staudamms durch die russische Armee mit allen dreihundert Tieren gleich in der ersten Nacht überflutet wurde. Nur Schwäne und Enten haben sich retten können.

Eine der Erkenntnisse dieses Krieges ist mir in den vergangenen Monaten immer deutlicher geworden, sie entwickelte sich nur langsam und kam erst jetzt auf der riesigen Wasserfläche von Kachowka und Cherson bis Mykolajiw zum Vorschein: In jeder Gesellschaft gibt es Arme, Kranke und Vernachlässigte, sie sind meistens unsichtbar wie die Feldmäuse. Nun hat der Krieg in der Ukraine all jene, die sich selbst nicht helfen können, die am meisten

Bedrohten, die besonders Armen, die aus verschiedenen Gründen Hilflosen auf die Oberfläche der Sichtbarkeit gehoben. Ihnen wird geholfen, sie sind im Fokus aller Bemühungen, auf sie schaut man jetzt und ermisst dadurch den Preis jeden Lebens. So hat sich ein Video von der Flutrettung eines kleinen Wesens, einer Feldmaus, viral verbreitet. Ein Manifest. Die Überflutung in der Ukraine hat die Tiere zu den wichtigsten Helden gemacht, als hätten sie sich nicht, um zu überleben, an die Menschen geklammert, sondern die Menschen sich, um als Menschen zu überleben, an die Rettung der Tiere.

Es war die erste schlechte Nachricht seit Monaten, durch die ich nicht nur in Trauer versunken bin, sondern unter Schock geriet, so wie in den ersten Kriegstagen. Der Damm war gebrochen. Ich öffnete Telegram-Kanäle, diese Flut der Kanäle, die sprachlichen Metaphern hinderten mich daran, die Realität zu verstehen. Ich konnte nur erahnen, was geschehen war, als sei auch in meinem Verstand etwas gebrochen, der Damm der Vernunft, und ein reißen Strom der Bilder, der dem Strom des Wassers folgte, nahm mich mit. Man lernte die Sprache des Wassers. Ich weigerte mich, meinen Augen zu glauben: Wie im Halbschlaf sah ich die gewaltige Welle, die den Damm überspülte und sich immer weiter, langsam und mächtig Bahn brach und über Felder und Dächer, über Straßen und

Bäume legte. Aus militärischer Ohnmacht hatten „die Russen“ den Damm gesprengt. Und alles versank: Wiesen, Autos, Straßen, Mäuse, Häuser, alles, was man gebaut hatte, und alles, was auf der Erde lebte. Menschen sitzen auf den Dächern und winken den Drohnen zu, um Trinkwasser zu bekommen. Von der russischen Seite werden sie beschossen. Dort, wo dagegen Flüsse ausgetrocknet sind, starben Fische. Zäune, Möbel, Müll, Minen, Dächer, Tiere treiben in Richtung Schwarzes Meer auf die Strände von Odessa zu. Ein Hund erreichte auf einem Holzblock stehend die Stadt nach 160 Kilometer Fahrt durch das Treibgut. Mein Verstand trieb mit Menschen und Tiere in Schlauchbooten, Listen versunkener Dörfer. Eine biblische Szenerie, online und mit offenem Ausgang.

Dieser Hund wurde in Cherson am ersten Tag mit einem Schlauchboot gerettet. Viele Menschen haben nach dem Dammbruch genau dies gefühlt: eine Unfähigkeit, sich aufzurichten. Der Hund hat keine Träne mehr, nur noch Urvertrauen. Er kann nicht mehr stehen und umklammert das Bein seines Retters. Im Hintergrund des Bildes zeichnet sich die Silhouette einer alten Frau ab, die dem Hund zulächelt. Sie beide sind evakuiert, sind gerettet. Der Hund heißt Baghira, wie der Panther aus Kiplings „Dschungelbuch“. Auf welche Weise dies bekannt wurde, weiß ich nicht.

den Begriff Autofiktion gibt. Er schreibt offen aus der Perspektive des schwulen Mannes, über sich, seine Familie, seine Freunde, seine Lieben, seinen Sex. Dem breiten Publikum wird er aber erst mit einem 1990 erschienen Roman bekannt, in dem er auch über das Sterben seines Vertrauten und Nachbarn Michel Foucault berichtet. Die beiden wohnen im selben Haus in der Rue de Vaugirard 289, und Guibert schreibt offen und genau die Wahrheit, es ist ein Tod, hervorgerufen durch Aids. In Frankreich wirkte dieses Buch wie das Sterben von Rock Hudson in den USA, eine Pandemie war nicht länger zu ignorieren. Auch Hervé Guibert stirbt, als junger, schöner Mann, 1991, im Alter von nur 36 Jahren. Es ist die Tragödie einer Generation.

„Nach seinem Tod wollte man vor allem die Bilder sehen, auf denen er abgebildet ist.“ Natürlich waren auch Selbstporträts sein Sujet, lange vor dem Selfie. Die Dame mit dem blonden Haar und dem rot geschminkten Mund aus Paris, die mir gegenüber sitzt und spricht, trägt einen schwarzen Jumpsuit, eleganten Schmuck und Lacksandalen. Sie ist Christine Guibert, geborene Seemüller, die Ehefrau von Hervé. „Er begann früh zu fotografieren, sein Vater, zu dem er eine enge Beziehung hatte, kaufte eine Rolle 35.“ Als sie Hervé 1976 trifft, ist sie seit drei Jahren die Freundin von Thierry Juono. Hervé und Thierry verlieben sich, und ähnlich wie im Film von François Truffaut, ähnlich der Beziehung von Jules, Jim und Catherine,



Hervé Guibert, „Le rêve de cinéma“ (1982)

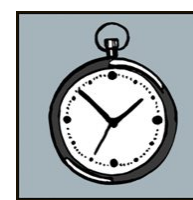
Foto Christine Guibert/Courtesy Les D

entsteht zwischen Thierry, Hervé und Christine eine Beziehung. „Es war am Anfang nicht leicht, aber es war möglich.“ Von da an sind sie zu dritt. „Ein Konstrukt, das zu einer echten Freundschaft wird.“ Sie sind jung, sie wachsen zusammen, sie sind eine gewählte Familie. „Es war ein großartiges Abenteuer.“

Von Thierry, der auch fotografiert, lernt Hervé viel Technisches. „Hervé hatte ein Gefühl für den richtigen Moment.“ Er macht manchmal nur eine Aufnahme. Wie sahen seine Räume aus? „Seine Bi-

bliothek war groß, ansonsten hatte er nicht viele Dinge.“ Christine wohnt mit Thierry, und Hervé wohnt allein, die längste Zeit in der Rue Moulin Vert. „Er brauchte die Abgeschiedenheit, um zu schreiben.“ Gemeinsam fahren sie in die Ferien, unternehmen Reisen, nach Elba, nach Budapest, nach Ostberlin. „Er war immer nervös, wenn er mir sein neues Buch gab, und es ist seltsam, sich in einem literarischen Charakter zu erkennen.“, sagt sie. „Doch die Aufgabe des Autors ist es, aufrichtig zu sein.“

## ECHTZEIT

Sally Haslanger hält die  
Benjamin Lectures

Von Peter Körte

Die Stabi in Berlin, gebaut, wo einst ein Stück Potsdamer Straße verlief, ist nicht unbedingt ein Ort, der an sozialen Wandel denken lässt. Hier standen Wenders' Engel im „Himmel über Berlin“, hier lagert das akkumulierte Wissen aus Jahrhunderten, Bücher, die die Welt nur verschieden interpretiert haben. Aber es sei ein Gebäude, sagt die Berliner Sozialphilosophin Rahel Jaeggi, dessen Architektur einen offenen Raum für das Denken lasse. Jaeggi begrüßt zu den Walter-Benjamin-Lectures des Centre for Social Critique, bei der jährlich ein philosophischer Gast an drei Abenden vorträgt. Letztes Jahr war es Nancy Fraser, davor Axel Honneth. In diesem Jahr ist die amerikanische Philosophin Sally Haslanger gekommen, die am MIT lehrt, Women and Gender Studies.

Walter Benjamin taucht nur als Namenspatron auf, Rahel Jaeggi zitiert ihn einmal, mit einem Satz von 1938 aus dem Best-of-Album der Kritischen Theorie: „Dass es so weitergeht, ist die Katastrophe.“ Dann ist Benjamin verschwunden, Sally Haslanger betritt die Bühne im Otto-Braun-Saal. Sie ist nicht so bekannt wie Fraser oder Judith Butler, aber das muss nichts besagen. Sie hat ein Buch auf Deutsch veröffentlicht, bei Suhrkamp, mit dem schönen Titel „Der Wirklichkeit widerstehen“. Das Thema ihrer Lectures heißt: „Agents of Possibility: The Complexity of Social Change“.

Der Saal in der Stabi ist voll, er hat fast 500 Plätze, viele jüngere Menschen sind da, Studierende aller möglichen Semester, die eigene Anwesenheit treibt den Altersdurchschnitt da nicht gravierend in die Höhe. Haslanger, sie ist 68 Jahre, hat diese einnehmende Art amerikanischer Akademikerinnen und Akademiker. Sie kann performen. „Whoa“, sagt sie nach der Vorstellung durch Rahel Jaeggi, „sie hat mich in eine kritische Theoretikerin verwandelt.“ Und sie sei dankbar, auf Englisch sprechen zu dürfen, denn die Zahl der Sprachen, die Amerikaner beherrschen, sei auf durchschnittlich 0,7 gefallen. Applaus.

Sally Haslanger ist tatsächlich keine kritische Theoretikerin. Sie kommt aus der analytischen Philosophie, die im angelsächsischen Raum dominiert. Sie spricht an diesem ersten Abend über komplexe soziale Systeme. Vieles, was sie sagt, kann man auf den Powerpointfolien mitlesen – was nichts daran ändert, dass ihr Sprechtempo etwas zu hoch ist. Es wird weniger ein Gedanke systematisch entwickelt als etwas repetiert, was sie vermutlich schon öfter vorgetragen hat. Auf die ontologischen werden an den beiden anderen Abenden die normativen und die kritischen Fragen folgen. Bei Ontologie sollte

man nun keinesfalls an Heidegger denken. Ontologie meint die Bedingungen, unter denen sich eine Gesellschaft erhält; wie die Systeme von Kapitalismus, Patriarchat und „white supremacy“ oder „race“ zusammenwirken, wie die Logiken der beiden letzteren dem ersteren zugutekommen.

Haslanger erläutert, bisweilen mit amüsanten kleinen Schaubildern, relevante Subsysteme wie Bildung und Erziehung, Gesundheitswesen, Ernährung oder Verkehrswesen, die zur sozialen Formierung des Individuums beitragen. Ihr Schlüsselbegriff sind die „Praktiken“, die Grundlage gesellschaftlicher Beziehungen, aus diesen wiederum gehen Strukturen hervor, deren Dynamiken das System erzeugen. Die Ideologien, die sich dabei reproduzieren, sind nicht nur etwas, was sich im Kopf abspielt, sie sind in den Praktiken materialisiert.

Haslanger zitiert dabei durchaus, aber nicht die klassischen Modelle der Ideologietheorie. Sie grenzt sich ab von Nancy Fraser, die den Frontalangriff gegen den Kapitalismus bevorzugt. Haslanger hält dagegen, man müsse „the big picture“ zwar im Auge behalten, aber auf einer mittleren Ebene, zwischen Mikro- und Makrostruktur, in den Praktiken könne jeder zu einer Veränderung beitragen, „on the ground“, wie sie mehrfach sagt.

In der anschließenden Frageunde nach gut einer Stunde Vortrag möchte es niemand zu genau wissen. Einmal fallen ganz beiläufig die Namen des Soziologen Pierre Bourdieu und des Systemtheoretikers Niklas Luhmann. Aber die naheliegende Frage bleibt aus, ob nicht bei diesen oder bei Gramsci, Althusser, Laclau, um nur ein paar zu nennen, schärfer konturierte Begriffe von System, Ideologie, Staatsapparat und systemischen Wechselwirkungen zu finden wären, die bei Haslanger etwas harmlos „loopings“ heißen. Und weil es ja Benjamin Lectures sind, wäre es auch nicht abwegig gewesen, den guten alten Begriff „Dialektik“ noch mal einzustreuen, wenn von komplizierten Kausalitäten die Rede ist.

Aber es geht hier, das hatte eingangs Rahel Jaeggi gesagt, nicht um uniforme Theoriebildung und Einverständigkeit, sondern um verschiedene Blickwinkel auf sozialen Wandel und soziale Kritik. Man könnte auch sagen: Es geht um Intersektionalität, um Querverbindungen im Nachdenken über die Notwendigkeit gesellschaftlicher Veränderungen. Um Pluralität, die keine Beliebigkeit ist. Dazu passt dann das Blatt in knalligem Orange, das einem beim Rausgehen in die Hände fällt: „The Futures of Marx“, Hinweis auf ein Symposium, das demnächst in der Volksbühne stattfinden wird.

Ihre Familie wird größer, als Christine mit Thierry Kinder bekommt, einen Jungen und ein Mädchen. 1988 lassen Hervé, Thierry und Christine sich auf das HI-Virus testen, sie sind alle drei positiv. Als Hervé ernsthaft erkrankt, bittet er Christine, ihn zu heiraten, sein Erbe soll seiner gewählten Familie zufallen. „Zuerst zögerte ich, aber dann sagte ich Ja.“ Damals, im Juni 1989, konnten nur Mann und Frau heiraten. Hervé wird noch ein- und einhalb Jahre leben, er stirbt kurz nach Weihnachten 1991 durch Suizid. Bis zuletzt die Kontrolle zu behalten war ihm wichtig, er hinterlässt ein genaues Testament. Auch Thierry stirbt, im Juli 1992. „Und ich wusste nicht, ob ich selbst schnell sterben würde.“ Doch die neuen Medikamente retten sie. Sie lebt, und sie kümmert sich um das Erbe von Hervé.

Wir sitzen uns gegenüber, und es ist ein intensiver Moment, in dem ich denke, wie sehr wir alle in der Zeit stehen. Wer sich heute mit dem HI-Virus infiziert, nimmt täglich eine Pille und kann niemanden anstecken. HIV ist ein persönliches Detail geworden, über das zu wenig gesprochen wird. „Ich glaube, man muss die Sachen sagen“, hatte Hervé Guibert in seinem letzten Interview bekräftigt. „Auf eine Art ist er noch am Leben“, sagt Christine Guibert. Seine Liebe lebt fort in seiner Familie, und in seinem Werk. Interessant ist es im Genauen. HENNING KOBER

„Hervé Guibert – This and More“, Kunst-Werke Berlin, bis zum 20. August.

## Was überdauert

Das phantastische fotografische Werk  
des französischen Schriftstellers und  
queeren Aktivisten Hervé Guibert

Im Genauen wird es interessant. Ich schaue mir das erste Bild in der Ausstellung an, alles sind Schwarz-Weiß-Fotografien. Der Blick geht aus einem Zimmer in einen Flur, in dem eine geschlossene Tür mit Glaseinsatz meine Aufmerksamkeit gefangen nimmt. Hinter diesem gewellten Glas ist verschwommen ein Gesicht zu erkennen, das aussieht wie ein Gespenst. Die Proportion ist über-raschend, denn der Kopf reicht nur knapp über den Türgriff. Ist das eine ältere Frau, ein Kind, ein junger Mann? Auf dem Dielenboden verstreut liegen Zettel, sind das Post-its, Fahrkarten, Lotterielose? Der Läufer im Flur schlägt Wellen, jemand ist gerannt, gestolpert, ein Kampf? „Vertigues“, steht als Titel daneben, Schwindel. Die zweite Fotografie scheint leichter zu erfassen, ein gerüsteter Reiter auf einem Pferd, eine Figur, die auf einem Dielenboden steht und Schatten wirft, aber da ist auch noch ein anderer Schatten und Papier? Auf den ersten Blick wirken die Bilder aus fünfzehn Jahren unspektakulär, sie zeigen keine Protagonisten, dafür stellen sich Fragen der Details. Auf den zweiten

Blick merkt man, wie anwesend die Menschen doch sind, in diesen, ihren Räumen, das ist die Kunst, Fotografien als Form des Fühlens.

„In der Covid-Pandemie wurde mir deutlich, wie eine Wohnung unser ganzes Universum sein kann“, sagt Kurator Anthony Huberman. Wir stehen im zweiten Obergeschoss des Ausstellungshauses Kunst-Werke in Berlin, es ist der Tag der Eröffnung. Autor der Fotografien ist Hervé Guibert, geboren 1955 in Saint-Cloud, westlich von Paris an der Seine gelegen. Sein Vater inspiert als Veterinärmediziner die Schlachthöfe von Les Halles, der Sohn schwärmt für Francis Bacon und Jean Genet. Er fängt jung an zu schreiben und zu veröffentlichen, stets aus der Perspektive des Ichs. Entstanden ist ein beeindruckendes Werk, mehr als drei Dutzend Buchveröffentlichungen, zum einen über Fotografie – denn Hervé Guibert wurde im Alter von nur 22 als Chefkritiker für Photographie bei „Le Monde“ angestellt, eine Zeitung, die damals noch gar keine Fotos druckte –; zum anderen Erzählungen und Romane, für die es heute